

Die Kirche des heiligen Prozesses

von Devon Wolters

www.devon-wolters.de

© 2020 *Devon Wolters*

1. Auflage

Covergestaltung und Illustrationen: Luca-Marie Koster

Kapitel 1 – Der tiefe Schlaf

Das Gebäude verschwamm nahtlos mit der Stadt. Es war vier Stockwerke hoch, nicht pompös, nicht eindrucksvoll. Es lud fast schon dazu ein, übersehen zu werden, mitten in einem Viertel, in dem sich jeden Tag die Menschen tummelten. Eigentlich hatte ich mit einer der unzähligen leeren Straßen oder Gassen der Stadt gerechnet. Aber hier war es, für jeden sichtbar.

Nach den Geschichten, die ich gehört hatte, hatte ich mit etwas Eindrucksvollerem gerechnet. Stattdessen erwartete mich ein kleines Schild neben der Eingangstür, schwarze Großbuchstaben auf weißem Hintergrund.

Die Kirche des heiligen Prozesses.

Ich ließ die Zigarette fallen und trat sie aus, drückte auf die Türklingel. Dann atmete ich noch einmal tief ein.

Es dauerte nicht lange, bis eine Frau die Tür öffnete und mich anlächelte. »Siem Kallason?«

»Ja, ich habe einen Termin.«

»Natürlich. Kommen Sie rein.«

Sie trat beiseite und ich ging an ihr vorbei. Ein sauberer Teppichboden und ein Empfang voller Akten hießen mich willkommen. Aber bis auf uns war niemand hier. Eine Ecke mit Sitzmöglichkeiten. Weiße Wände. Fenster, durch die nur wenig Licht hereinflie. Neonröhren an der Decke. Es sah nicht nach einer Kirche aus. Alles in allem ergab sich für mich das Bild einer Organisation, die sich Mühe gab, offen und transparent zu wirken. Hier gab es keinen Platz für düstere Symbolik, so etwas würde neue Mitglieder nur abschrecken.

Die Frau schloss die Tür, kam zu mir und streckte eine Hand aus. »Ich bin Lilja Ellason. Wenn Sie der Kirche beitreten möchten, werden wir in den nächsten Wochen viel Zeit miteinander verbringen.« Sie war vielleicht sechs oder sieben Jahre älter als ich, auf jeden Fall noch keine dreißig. Sanftes Gesicht, sanfte Stimme. Ich konnte mir vorstellen, dass die Kirche immer Lilja zu den Neulingen schickte, um einen guten ersten Eindruck zu machen.

»Ich bin Siem Kallason, aber das wissen Sie ja schon.«

»Ja, das weiß ich, aber eine richtige Vorstellung ist doch auch was Schönes. Kommen Sie bitte mit.« Sie wandte sich um und ging zu einer Treppe neben dem Empfang.

Ich folgte ihr, blickte mich um, tat, als wollte ich alles in mich aufsaugen, als wäre ich gespannt und aufgeregt. Dieser erste Eindruck war wichtig, das wusste ich. Er legte das Fundament. Ich war ein Neuling, der um die Gunst bat, ein Mitglied der Kirche zu werden. Zwar hatte ich noch meine Zweifel, aber ich war gewillt zuzuhören und zu verstehen. Zumindest sollte sie diesen Eindruck bekommen.

Lilja führte mich die Treppe hoch ins nächste Stockwerk. Von dort aus gingen wir durch einen an beiden Seiten von Türen gesäumten Gang, bis wir vor einer davon stehen blieben. Keiner der Räume war nummeriert, und trotzdem hatte sie mich geradewegs hierhin geführt. Wahrscheinlich kannte sie jeden Gang und jeden Raum dieses Gebäudes in- und auswendig.

»So, da wären wir.«

Sie öffnete die Tür und wir traten ein. Im Raum befanden sich ein leerer Tisch und zwei Stühle – und kein einziges Fenster. Die Neonröhren an der Decke tauchten alles in ein kaltes Licht. Ich fühlte mich ein wenig an die Büroräume an meinem Arbeitsplatz erinnert.

»Setzen Sie sich ruhig.«

Ich nickte und setzte mich an die eine Seite des Tisches. Lilja setzte sich an die andere und stellte ihre Tasche ab. Wegen der fehlenden Fenster fühlte ich mich ein wenig, als wäre ich unter der Erde.

»Also, erst einmal«, begann sie. »Können wir dieses Siezen lassen? Klar, wir kennen uns

kaum, aber zu viel Distanz wäre kein guter Start für eine Beziehung, wie Sie und ich sie führen werden.«

Ich runzelte die Stirn. »Beziehung?«

Sie lachte. »Tut mir leid, das hab ich blöd ausgedrückt. Es geht mir nur darum, dass Sie und ich über viele verschiedene Dinge reden werden, auch über Dinge oder *gerade* über Dinge, die Sie nicht mit Fremden besprechen würden. Ich will einfach vermeiden, dass Sie zu zurückhaltend sind, nur wegen ... überflüssigen Umgangsformen. Bestenfalls wird das hier mehr als bloß ein Mentor-Schüler-Verhältnis und wir können ganz offen reden. Also Siem.« Sie machte eine Pause. »Darf ich dich duzen?«

Normalerweise dauerte es, bis ich mich vor neuen Leuten auflockern konnte. Aber wenn ich in den nächsten Wochen viel mit ihr zu tun haben würde, war es das Beste, direkt damit anzufangen.

»Ja, ist gut«, sagte ich. »Kannst du machen.«

Sie nickte und faltete die Hände, schaute mich neugierig an. »Dann wäre das ja geklärt. Also, warum möchtest du der Kirche beitreten?«

»Ich ...«, sagte ich und stockte, als fiel es mir schwer, es auszusprechen.

»Ich frage anders: Wer hat dich auf die Kirche aufmerksam gemacht?«

Ich setzte mich etwas auf. »Mein Mitbewohner, Jere. Er gehört auch zur Kirche.«

»Jere Astason, natürlich. Er hat für dich gebürgt.«

»Genau. Er hat schon öfter von der Kirche erzählt, aber ich habe mich immer ferngehalten.«

Sie legte den Kopf schief. »Was hat sich denn geändert?«

»Er hat mich überzeugt.«

»Was hat er gesagt?« Sie klang nicht misstrauisch, sondern einfach interessiert. Wüsste ich es nicht besser, würde ich denken, es wäre ein Leichtes, der Kirche beizutreten. Aber es gab einen Grund für die Klingel am Eingang, es gab einen Grund dafür, dass nur Freunde der Mitglieder einen Termin bekamen.

Lilja legte den Stift beiseite. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Die meisten Neulinge sind voller Zweifel und trauen sich nicht, den wahren Grund für ihr Interesse zu nennen.«

»Und bei den meisten ist das welcher?«

»Die Leute haben Probleme«, sagte sie. »Den Leuten geht es nicht gut, sie müssen etwas ändern. Sie hassen ihr Umfeld, hassen ihre Arbeit. Was bist du von Beruf?«

»Ich gehe regelmäßig zu den Legitimationsstellen.«

»Also kann ich davon ausgehen, dass all das auch auf dich zutrifft?«

Einen Moment lang zögerte ich, als wollte ich es nicht zugeben. Doch dann nickte ich.

»Jere hat mir von der Kirche erzählt. Dass sie sein Leben bereichert hat, dass sie alles verbessert hat. Ich habe mich immer dagegen gewehrt. Ich dachte, dass ich keine Hilfe brauche, dass ich das selbst auf die Reihe kriege. Aber ...« Ich stockte. »Aber bei mir läuft's wohl nicht so, wie es soll.«

Lilja nickte und ich verstand noch ein Stück mehr, warum gerade sie die Neulinge empfing. Wäre das Eingeständnis von Herzen gekommen, würde ich mich nicht von ihr verurteilt fühlen. Sie schaffte es, freundlich zu lächeln, doch trotzdem ernsthaft und pflichtbewusst aufzutreten.

»Das einzusehen ist der erste Schritt. Eigentlich kommt jeder aus diesem Grund hierher. Und jeder merkt schnell, dass es eine gute Entscheidung war.« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Aber das muss ich ja sagen, ich bin ja Mitglied. Wahrscheinlich war auch der Ruf solcher Organisationen ein Grund dafür, dass du nicht zu uns gekommen bist, oder?«

Das stimmte nicht – eigentlich hatte ich Jere immer interessiert zugehört, als er mir in den letzten Jahren wieder und wieder von der Kirche erzählt hatte. Ich beschäftigte mich gerne mit den Glaubensrichtungen der Stadt, aber hatte es nie als nötig erachtet, einer Religion beizutreten, es hatte keine Relevanz in meinem Leben gehabt. Aber natürlich

musste es auf ihn so gewirkt haben, als würde ich mich gegen die Vorstellung wehren, einen Glauben anzunehmen. Vielleicht hatte er ihr das erzählt, vielleicht auch nicht. So oder so war es besser, wenn ich wie ein ehemaliger Zweifler wirkte, als wie ein Lügner.

Also sagte ich: »Eigentlich halte ich mich von solchen ... Gemeinden oder Kirchen fern«
»Verständlich und vernünftig. Es gibt in dieser Stadt viele zwielfichtige Organisationen, die sich als Gemeinden betiteln, ihre Mitglieder aber ausnutzen.«

Da sie von vorneherein mit Zweifeln meinerseits zu rechnen schien, hob ich eine Augenbraue. »Und diese Kirche ist da anders?«

»Nach fünf Jahren würde ich für mich selbst behaupten: Ja.« Sie zuckte mit den Schultern. »Doch hier geht es nicht darum, dich von irgendetwas zu überzeugen. Du hast selbst um das Privileg gebeten, beitreten zu dürfen. Aber nur zur Info: Das hier ist keine Einbahnstraße. Egal, wie du dich entscheidest, du kannst jederzeit aus der Kirche austreten. Wir werden dich um ein kurzes Gespräch bitten, wir wollen ja die Gründe erfahren, aber das war's. Keine Bedingungen, kein Haken.« Sie griff in ihre Tasche, die neben dem Tisch lag, und zog ein dünnes Büchlein heraus. »Wenn du immer noch Bedenken hast: Die Grundlagen der Kirche.« Sie hielt es mir hin und ich nahm es an mich. »Jedes neue Mitglied bekommt das. Darin steht alles, was wichtig ist. Das könnte dir bei deiner Entscheidung helfen.«

»Gut, ich werde es mir anschauen, danke«, sagte ich und steckte es in meine Hosentasche. »Und ... wie sieht es mit dem Geld aus? Werde ich zahlen müssen?«

Sie lächelte. »Du kannst, wenn du willst. Die meisten Mitglieder unterstützen die Kirche, wenn es ihnen möglich ist. Aber es ist keine Pflicht. Wenn du derzeit kein Geld erübrigen kannst oder willst, dann ist das in Ordnung.«

Ich nickte. »Alles klar, bei mir sieht's momentan nicht so gut aus, was das angeht. Und ... wie ist jetzt der Ablauf? Ich gebe dir meine Daten und dann gehöre ich dazu?«

»Du gibst mir deine Daten, richtig, aber nein, dann gehörst du noch nicht dazu. Dieses Gespräch dient vor allem dazu, dich einzuschätzen. Ich gebe meinen Eindruck weiter und erst dann wird entschieden, ob wir dich in die Kirche aufnehmen.«

Sie zog ein einzelnes Blatt Papier und einen Stift aus ihrer Tasche. »Wir können gerne anfangen, insofern du immer noch interessiert bist.«

Einen Moment lang schaute ich auf das Blatt und tat, als würde ich alles noch einmal durchdenken. Doch dann nickte ich, hob den Blick und sagte: »Ich will beitreten.«

Lilja lächelte, gab mir den Stift und schob das Blatt näher zu mir. Wie gewünscht schrieb ich meinen Namen und die Adresse auf. Dann nahm sie es wieder an sich.

»So, das wär's.«

»Schon?«

»Wir haben alles, was wir brauchen.«

»Dann kann ich also gehen und ihr meldet euch?«

Lilja schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Bevor du gehst, gebe ich dir noch etwas mit auf den Weg.« Sie griff in ihre Tasche und holte ein Diktiergerät heraus. »Falls wir uns dazu entscheiden, dich bei uns aufzunehmen, wirst du viel lernen. Du wirst dich mit unseren Bräuchen und Grundsätzen vertraut machen. Was ich dir nun vorspielen werde, ist der Grundstein der Kirche des heiligen Prozesses. Hör gut zu.«

Sie drückte auf einen Knopf am Gerät.

Kurz war nur Rauschen zu hören. Und aus dem Rauschen erhob sich ein Ton. Eine Note. Wie aus weiter Ferne hallte ein Zischen nach. Es folgte die nächste Note. Tief und voll und durchdringend. Weitere Noten folgten, es gab keinen Rhythmus, keine richtige Abfolge.

Während die Musik lief, schaute Lilja mich nicht an. Sie starrte auf ihre Hände und schien über etwas nachzudenken. Nach etwa einer Minute verklangen die Töne und nur das Rauschen blieb. Sie hob den Blick und drückte wieder auf den Knopf.

»Was war das?«, fragte ich.

»Eine Melodie.« Als hätte sie damit alles erklärt, stand sie auf. »Kommst du?«

Ich nickte und stand auf. Zusammen verließen wir den Raum und sie brachte mich runter

in den Eingangsbereich.

Bevor ich das Gebäude verließ, hielt ich inne. »Das hier ist die Kirche des heiligen Prozesses. Von was für einem Prozess ist da die Rede?«

»Das ist eine Frage, die ich erst beantworten kann, wenn wir uns dazu entscheiden, dich bei uns aufzunehmen. Morgen komme ich dich besuchen. Dann erfährst du unsere Entscheidung.«

Sie gab mir die Hand, drehte mir den Rücken zu und ging zur Treppe, stieg wieder hinauf. Ich blieb verwirrt zurück und verließ dann das Gebäude. Hoffentlich hatte ich mich gut angestellt.

Als ich durch die Stadt lief und rauchte, wurde mir wieder bewusst, wie groß sie eigentlich war und wie wenige Menschen hier lebten. In den belebteren Vierteln fiel das kaum auf. Diese waren immer voller Leben, aber ganz besonders so früh morgens. Die Leute waren auf dem Weg zur Arbeit oder gingen einkaufen oder wohin auch immer es sie trieb. Es ließ sich nicht sagen, warum die Menschen gerade diese Orte als Zentrum ihres Lebens auserkoren hatten. Es gab keine Fabriken, keine Industrien – die Arbeitsviertel waren in der Regel weit entfernt.

Wenn der Tag voranschritt, wanderten die Menschen, und eine Gegend, die zuvor noch voller Leben gewesen war, konnte wenige Stunden später schon vollkommen leer sein. Von Bleck nach Weingart, von Harztropf nach Murx und immer so weiter. Nie verteilte sich das Leben, nie erstreckte es sich über all die Winkel, Ecken, Straßen und Plätze der Stadt. Ich musste an eine Theorie denken, von der Jere mir einmal erzählt hatte; es ging um menschliche Gravitation und klang ziemlich wirr, doch an Tagen wie diesen konnte man es ja mit eigenen Augen sehen.

Nach der Grenze zwischen Ketzmaul und Grauzuweiß veränderte sich die Stadt. Es waren dieselben Betonriesen, die die Straßen säumten, aber hier lebten die Menschen nicht. Sie schliefen hier, hinter den Fenstern, die immer dunkel waren, aber mehr nicht. Es war, als würden sie sich bei Tagesanbruch so schnell wie möglich auf den Weg machen, als suchten sie hier bloß Unterschlupf für die Nacht. Niemand interessierte sich für die Cafés oder Bäckereien. Es gab zu viel Stadt für zu wenige Menschen.

Ich zündete mir eine neue Zigarette an, ging immer weiter, und hörte nach einer Weile nur noch meine Schritte auf dem Beton. Die Häuser wurden kleiner, als hätten jene, die sie erbaut hatten, bereits geahnt, dass niemals jemand hier leben würde. Eingeschlagene Fenster, Graffitis, Müll. Niemand scherte sich darum, was hier geschah, jeder blendete aus, dass es hier noch etwas gab, niemand war freiwillig hier. Die in Ungnade gefallenen Viertel. Ich war schon weit gegangen, aber ich musste noch weiter.

Zwar kannte ich den Weg nicht, aber das hatte mich das erste Mal auch nicht daran gehindert, etwas zu finden.

Irgendwann waren da wirklich nur noch die Häuser. Keine Graffitis, kein Müll, nur noch Beton. Hier lebte niemand mehr. Ich konnte mir nicht einmal vorstellen, dass überhaupt schon einmal jemand hier gelebt hatte. Aber warum dann die Häuser? Vielleicht hatte irgendwer gedacht, dass die Stadt noch wachsen würde. Er hatte falsch gelegen.

Diese Bezirke der Stadt hatten nicht einmal mehr Namen.

Ich stellte mir vor, dass hier vor tausenden Jahren ein Wald gewesen war, ein endloser Wald, noch bevor es Leben gegeben hatte. Vielleicht schimmerte er durch, sobald man genügend Zeit hier verbrachte, und das machte den Leuten Angst.

Ich lief weiter, bis ich vor dem Café stand. Die Buchstaben über dem Eingang waren schon längst abgeblättert. Durch die schmutzigen Fenster konnte ich das Innere nur erahnen. Ein paar Tische, ein paar Stühle. Eigentlich verriet mir nichts, dass es wirklich einmal ein Café gewesen war.

Ich ging hinein und die Glocken an der Tür hallten durch das Geschäft, ganz selbstverständlich, als würden sie jeden Tag Gäste ankündigen. Doch diese Zeiten waren vorbei – falls es sie jemals gegeben hatte. Auf jedem Tisch lag eine dicke Staubschicht. Nur

ein einziger in der Ecke des Lokals sah frisch gewischt aus.

Dort saß er, wie auch schon letztes Mal. Der Geist.

Auf dem Tisch stand eine Kaffeemaschine, daneben zwei Tassen. Ohne eine Begrüßung ging ich zu ihm, setzte mich ihm gegenüber an den Tisch.

»Kaffee?«, fragte er.

»Nein, danke.«

Er nickte, nahm seine Tasse und stellte sie unter die Maschine. Dann drückte er auf einen Knopf und sie fing an zu arbeiten. Ich versuchte, nicht zu beachten, dass das Stromkabel fehlte – sonst stellte ich mir nur wieder Fragen, die mich verunsicherten.

Die Maschine gab ein Piepen von sich und der Geist nahm die Tasse. Ohne den Kaffee abkühlen zu lassen, trank er einen Schluck, verzog nicht einmal das Gesicht. Diesmal war er ein älterer Herr, in einem schwarzen Sakko und einem Hemd, das wohl einmal weiß gewesen war. Nun war es gräulich verwaschen. Er sah aus, als hätte er vor langer Zeit mal eine Beerdigung besucht und vergessen, dass sie vorbei war. Wieder versuchte ich, etwas an ihm zu entdecken, was meine Vermutungen bestätigen könnte. Dass er nicht blinzelte oder atmete, etwas in die Richtung. Aber nichts.

»Ist es getan?«, fragte er, nahm noch einen Schluck.

»Ja«, sagte ich und zog das Büchlein aus der Tasche, legte es vor ihn auf den Tisch. »Das haben sie mir mitgegeben.«

Er nickte, aber schaute es sich nicht einmal an. »Wer hat mit dir gesprochen?«

»Lilja Ellason. Sie hat mir alles erklärt. Sie wird mir morgen mitteilen, ob die Kirche mich aufnimmt.«

»Lilja«, murmelte er. »Dann bist du in guten Händen. Sie vertraut den Menschen.«

»Es wirkte nicht so, als hätte sie irgendeinen Verdacht.«

Er nahm noch einen Schluck Kaffee, stellte die Tasse dann ab. »Vielleicht hat sie einen Verdacht, vielleicht nicht. Doch das tut nichts zur Sache. Sie wird zu dir kommen und dich aufnehmen. Die Kirche schreibt niemanden ab. Sie wollen ihren Kindern so nahe wie möglich sein.«

»Ihren Kindern?«

»Ja. Du wirst auch zu einem ihrer Kinder werden. Zumindest wirst du dich so verhalten. Du wirst tun, was sie sagen. Und du wirst mir berichten. Du wirst mir von allem berichten, was im Kreise der Kirche geschieht.«

»Natürlich«, sagte ich. »Das ist die Vereinbarung.«

Er nickte, nahm seine Tasse, trank einen großen Schluck. Der Kaffee dampfte noch. »Es wird ein schweres Jahr, ich hoffe, das ist dir bewusst.«

»Ja, ist es. Aber manchmal muss man Opfer bringen.«

»Das wirst du, und dafür bin ich dir dankbar. Ein Jahr. Und danach bringe ich dich weg. Weit, weit weg.«

»Wohin?«

Er stutzte, stellte die Tasse wieder ab. »Weit weg.«

»Hat die Stadt ein Ende? Bringen Sie mich dorthin?«

Er schüttelte den Kopf. »Du könntest zehn Tage und zehn Nächte laufen und würdest das Ende der Stadt doch nicht erreichen. Ich weiß nicht, ob die Stadt ein Ende hat.«

»Wohin bringen Sie mich dann?«

»Dorthin, wo du allein bist. Nur du und ein Ort, an dem du leben kannst, ein Ort, der nur dir gehört. Wie du es von mir verlangt hast. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Eine Stille entstand, in der ich ihn wieder anstarrte und versuchte, einen Fehler zu entdecken. Irgendetwas, was ihn als das auswies, was er war.

»Und wie werden Sie das tun?«, fragte ich. »Wenn Sie nicht wissen, ob es einen Ort außerhalb der Stadt gibt – wie werden Sie mich dann an einen solchen Ort bringen?«

Zum ersten Mal lächelte er. Nicht herablassend, viel mehr als hätte sein Kind ihn etwas gefragt, für das es noch viel zu jung war. »Ist das wirklich die Frage, die du stellen willst?«

Ich setzte mich etwas auf. »Nein.«

»Dann stelle die Frage.«

»Was sind Sie?«

Er nahm seine Tasse, trank den letzten Schluck und stellte sie dann wieder unter die Maschine, drückte den Knopf. Sie fing an zu arbeiten und er starrte mich an, wartete, bis die Tasse voll war. Dann kehrte wieder Stille ein.

»Ein Geist«, sagte er. »Zumindest ist das der Name, den die Menschen den unsrigen gegeben haben. Aber was ich *wirklich* bin? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, was ich tue. Schon lange, lange Zeit. Ich kenne meine Aufgabe.« Er widmete seine Aufmerksamkeit wieder der Kaffeetasse und ich wartete darauf, dass er fortfuhr. »Die Kirche des heiligen Prozesses mag nicht so wirken, aber sie ist gefährlich. Sie ist Abschaum, der die Stadt befleckt. Sie muss untergehen, wie so viele. Das ist was ich tue. Viele, die mächtig waren, habe ich gebrochen. «

»Und dabei soll ich Ihnen helfen?«

»Ich komme nicht an ihre Kinder heran«, sagte er. »Ich kann nicht in ihre Köpfe blicken, kann sie nicht anrühren. Aber du kannst zu einem ihrer Kinder werden und mir sagen, was hinter diesen verschlossenen Türen vor sich geht. Du kannst mir helfen.«

»Das werde ich. Und Sie werden mich wegbringen.«

Er legte den Kopf schief. »Möchtest du nicht wissen, warum die Kirche zugrunde gehen muss?«

»Nein«, sagte ich. »Sie ist gefährlich und das reicht mir. Ich will keine Details. Sonst überlege ich es mir vielleicht anders. Ich erfülle meine Vereinbarung. Aber mehr nicht.« Es war mir wichtig, keine Schwäche zu zeigen, auch wenn er mir Angst machte. Natürlich tat er das, ich war noch nicht vielen wie ihm begegnet. Doch sobald ich zu viel Ehrfurcht zeigte, würde er glauben, ich würde alles über mich ergehen lassen.

Einen Moment lang schaute er mich an, nickte dann aber.

»Vielleicht ist das besser.«

Er nahm die Tasse, schaute hinein. »Komm wieder, wenn du aufgenommen wurdest. Achte auf alles, was gesagt wird, ich möchte alles wissen. Vieles wird mir bekannt sein, aber jede neue Information hilft mir.«

Er stellte die Tasse wieder ab, blickte auf. »Für heute sind wir fertig. Du darfst gehen. Nimm das Buch mit, ich kenne es bereits. Scheue dich nicht, mich aufzusuchen, wenn du Hilfe brauchst. Ich werde hier sein.«

Zwar war ich dankbar dafür, dass ich ihn gefunden hatte, aber in seiner Gegenwart fühlte ich mich unwohl. Doch ich gab mir Mühe, das nicht zu zeigen. Eigentlich gab es vieles, was ich ihn fragen wollte. Wie alt war er? Wie viel von der Stadtgeschichte hatte er erlebt? Was hatte er alles gesehen, was könnte er mir berichten? Bisher hatte ich ihm keine dieser Fragen gestellt und würde es auch nicht tun. Gesunde Distanz. Selbst wenn wir einen Pakt hatten, wollte ich ihm nicht zu nahe kommen.

Als verabschiedende Geste nickte ich ihm zu, stand auf und verließ das Café, machte mich auf den Weg zur Arbeit.

Die Frau hinterm Schalter erkannte mich nicht, als ich das Gebäude betrat. Sie saß immer da, egal, wie oft ich herkam. Mittlerweile war sie eines der wenigen vertrauten Gesichter in meinem Leben, und doch hatte ich keine Ahnung, wie sie hieß.

»Ist Raum 113 noch frei?«

»Ja.«

»Gut, dann acht Stunden.«

Die Frau hinter dem Schalter nickte und streckte ihre Hand aus. Ich gab ihr ein Kärtchen, meine Arbeitserlaubnis, sie scannte sie und wie immer war alles gut. Aber das wusste sie nicht mehr, in ihrem Leben war ich nur einer von hunderten, die jeden Tag herkamen. Vielleicht war ihr Name ja Esa. Vielleicht auch Veli. Sie machte sich noch ein paar Notizen und händigte mir mehrere Papiere aus. Die Arbeitserlaubnis legte sie auf einen Stapel weiterer Kärtchen, ich würde sie nach meiner Schicht zurückbekommen. Wie jeden Tag

nickte ich ihr zu und ging dann die Treppe hoch in den ersten Stock und bis ans Ende des Gangs. Mein üblicher Raum. Einer der wenigen, von dem aus man keinen Ausblick auf die Stadt hatte, sondern auf den Innenhof der Legitimationsstelle. Ein Tisch, zwei Stühle, mehr nicht. Ich setzte mich, legte die Papiere bereit und wartete. Acht Stunden. Jeden Tag. Noch ein Jahr lang.

Fünfzehn Minuten später wurde die Tür geöffnet und ich setzte mich auf. Der erste Staatsvollstrecker für heute betrat den Raum. Keine Begrüßung. Noch nie hatte ich einen von ihnen sprechen gehört. Er setzte sich vor mich und zog eine Uhr aus der Tasche, legte sie auf den Tisch. Ein dünnes Bändchen führte von ihr zu seiner Schläfe. Früher hatte mich das jedes Mal nervös gemacht. Es war eine Drohung, aber mittlerweile hatte ich gelernt, damit umzugehen. Doch egal, wie oft ich einem Vollstrecker gegenüber saß – an die schwarzen, glattpolierten Masken hatte ich mich noch immer nicht gewöhnt.

»Polizeibeamter, korrekt?«, fragte ich.

Er nickte. Man sah es ihm nicht an. Sie sahen alle gleich aus – egal ob Richter, Anwalt oder Polizist. Nur die Augen, die ich durch die Löcher in den Masken ausmachen konnte, unterschieden den einen von dem anderen. Doch die Maske selbst war immer die gleiche. Im Grunde könnte jeder von ihnen jede Aufgabe übernehmen und niemand würde etwas bemerken. Ich war mir sicher, dass da eine Strategie hintersteckte, aber ich versuchte, mir über sowas keine Gedanken mehr zu machen.

Bei der Legitimation eines Staatsvollstreckers ging es, wie bei den meisten Wahlprozessen, nicht um Sorgfalt oder moralische Grundsätze. Dennoch arbeitete ich jede Frage auf dem Papier genau ab, redete mir ein, das würde einen Unterschied machen. Die Uhr fing an zu ticken. Der einzelne Zeiger stand schon auf 01:00 Uhr, bedeutete mir, dass ich den Vollstrecker nicht zu lange auf die Folter spannen sollte. Als wäre mir das nicht klar. Wie immer spielte ich mit dem Gedanken, es absichtlich in die Länge zu ziehen, aber das sollte ich nicht riskieren. Also fuhr ich fort, das Papier abzuarbeiten, das kaum Aufschluss über ihn gab. Kein Alter, kein Name – nur die Kennziffer und das Amt.

Nein, es ging nicht um Sorgfalt und auch nicht um moralische Grundsätze. Ganz egal, was im Verlauf eines solchen Gespräches geschah, das Fazit würde immer dasselbe sein. Es war bloß noch eine Formalität, ein Überbleibsel dutzender Klauseln in veralteten Gesetzesbeschlüssen. Irgendwer hatte sich irgendwann dieses System ausgedacht und ich war mir sicher, dass es zu dieser Zeit das richtige gewesen war – zumindest musste es auf alle Beteiligten so gewirkt haben. Aber genauso sicher war ich mir, dass dieses System in der langen Geschichte der Stadt, wie so viele Versuche, eine Ordnung zu schaffen, auch nur eine Fußnote bleiben würde.

Manchmal fühlte ich mich wie der Einzige, der das erkannt hatte, doch das war bloß mein Ego, das versuchte, meine Situation irgendwie erträglich zu machen. Eigentlich wusste jeder es, auch wenn niemand es sagte. Das bewies zumindest der Personalmangel in den Legitimationsstellen. Doppelte und dreifache Schichten, ganze Monate an Nachtschichten, Übernachtungsmöglichkeiten – die Befürworter dieses Systems setzten alles in Bewegung, damit kein Leerlauf entstand. Die Bezahlung, die vor einiger Zeit für diese Aufgabe eingeführt worden war, war ein deutliches Zeichen gewesen: Das System war brüchig. Ein anderes würde es ablösen. In zehn Jahren, zwanzig, vielleicht dreißig. Aber irgendwann. Es war mir schleierhaft, wie es noch Bestand haben konnte.

Der ursprüngliche Entwurf hatte vorgesehen, das System zu einer Möglichkeit jedes Einzelnen zu machen, sich zu wehren. Ich könnte den Vollstrecker *nicht* legitimieren. Er würde sein Amt verlieren. Ein System, das den Bürger steuern lässt. Doch mittlerweile war eine Bezahlung nötig, um die Leute dazu zu bringen, diese Aufgabe zu übernehmen. Und immer, wenn ich die Legitimationsstelle besuchte, sah ich, dass es funktionierte. Ständig tauchten neue Leute hier auf, die wohl Geld brauchten. Manche machten es nur für einen Tag, manche für eine Woche und weniger für einen Monat. Manche tauchten immer wieder auf, blieben eine Weile, verschwanden, kamen zurück. Und dann waren da noch Leute wie ich: Die, die jeden Tag herkamen.

»Inanspruchnahme von Privileg G-1?«

Er schüttelte den Kopf.

»Privileg G-2?«

Erneut schüttelte er den Kopf.

»Privileg G-3?«

Kopfschütteln.

So ging es weiter. Eigentlich sollte der Bürger durch die Antworten erkennen, ob er den jeweiligen Vollstrecker legitimieren konnte oder ob er sein Amt verlieren sollte. Doch die Privilegien waren kodierte – sie könnten für alles mögliche stehen.

Manchmal glaubte ich, ein Muster in all den Abkürzungen und Zahlen zu erkennen, doch fest stand für mich nur, dass das Antworten ihnen so leichter fiel.

»Privileg G-11?«

Der Vollstrecker nickte. G stand meines Wissens nach für Gewaltanwendung. Vielleicht stand die 11 für notwendige Tötung? Vielleicht auch nicht, vielleicht stand der Buchstabe für etwas ganz anderes. Doch ich nickte und kreuzte das Kästchen auf dem Papier an. Hatte es vielleicht einmal eine Auflistung all der Abkürzungen und Zahlen gegeben? Vielleicht war sie abhanden gekommen. Aber vielleicht hatte sie auch jemand verschwinden lassen, damit Leute wie ich nicht wussten, wonach sie fragten und was für Antworten sie bekamen. Ich wusste es nicht.

»Privileg F-1?«

Er nickte, hob die Hand und zeigte eine Drei. Drei Inanspruchnahmen des Privilegs. F – Freiheitsentzug? Die Uhr tickte weiter, mittlerweile stand der Zeiger schon auf 03:00 Uhr.

»Möchten Sie von Sonderprivileg M Gebrauch machen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Und von Sonderprivileg B?«

Der Zeiger sprang auf 04:00 Uhr. Die meisten von ihnen wurden an diesem Punkt ungeduldig. Vielleicht stand er für die Bitte, das Amt niederzulegen, ich hatte keine Ahnung.

Nun tickte die Uhr schneller, doch ich arbeitete alle neun Buchstaben auf dem Papier ab. Ich zog es nicht in die Länge, aber ich würde mich auch nicht beeilen, nur weil der Vollstrecker ungeduldig wurde. Noch nie war der Zeiger einer der Uhren auf 12:00 Uhr gesprungen und auch heute würde ich nicht herausfinden, was dann passierte.

Schlussendlich kam ich zum letzten Privileg. Wie immer überlegte ich, den Vollstrecker nicht zu legitimieren. Wann hatte ein Bürger das wohl zum letzten Mal getan? Und was war mit ihm passiert? Ich wollte es nicht herausfinden.

Also schrieb ich *Legitimiert* unter den letzten Punkt und unterschrieb. Ich gab ihm meinen Stift und er unterschrieb ebenfalls.

Dieser Staatsvollstrecker konnte einen Monat länger seine Arbeit verrichten – egal, ob er gerecht handelte oder nicht. Es war ein Scheißsystem. Er stand auf, steckte die Uhr ein und sie hörte auf zu ticken.

»Dann bis nächsten Monat«, sagte ich.

Der Vollstrecker drehte mir den Rücken zu, verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich.

Mit einem Seufzen lehnte ich mich zurück und dachte ans Rauchen. Doch bis Schichtende würde ich den Raum nicht verlassen. Ich hielt zwei Finger an die Lippen, tat, als würde ich an einer Zigarette ziehen.

In Anwesenheit eines Staatsvollstreckers fühlte ich mich immer, als hätte ich irgendetwas angestellt. Als könnten sie Gedanken lesen, als müsste ich mich rechtfertigen. Früher hatte ich immer Angst gehabt, dass ich irgendwann die Fassung verlieren würde, wenn mich einer von ihnen unter Druck setzte. Dass ich einfach, wie aus Reflex, *Nicht legitimiert* unter eines der Papiere schreiben würde, dass ich anfangen würde, mit einem von ihnen zu diskutieren, ohne darüber nachzudenken. Früher war mir sowas oft passiert, ich hatte mir vieles verbaut, weil ich etwas aus einem Gefühl heraus gesagt oder getan hatte. So war ich

nicht zum Studium zugelassen worden, hätte die Schule beinahe nicht beendet, hatte den Kontakt zu meinem Vater abgebrochen. Jedes Mal hatte es einfach Klick gemacht und ich hatte die Fassung verloren. Aber das alles war lange her, mittlerweile hatte ich mich selbst besser kennengelernt und wusste genau, wann ich mich zurückhalten musste.

Nur weil mir die Vollstrecker, mit denen ich täglich zu tun hatte, unangenehm waren, durfte ich mir das hier nicht auch noch verbauen. Wenn sie wollten, könnten sie mir alles nehmen. Es gab klare Regeln, die ich einfach befolgen konnte. Die Ehrfurcht war unbegründet, sie konnten nicht in meinen Kopf schauen, das musste ich mir immer wieder klarmachen.

Ich merkte, dass ich in Gedanken abdriftete, die nicht gut für mich waren, und versuchte, sie wieder auf die Frau am Schalter zu lenken.

Nach all den Monaten war mir noch immer kein Name eingefallen, der zu ihr passen könnte. Vielleicht ja Ellis. Ich war einmal mit einer Ellis zusammen gewesen. Wir hatten keinen Kontakt mehr.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als der nächste Vollstrecker den Raum betrat und alles von vorne begann. Die gleiche Maske, die gleiche Uhr, die gleichen Fragen.

Das sich immer weiter beschleunigende *Tick Tack* begleitete mich den ganzen Tag. Als wäre es nötig, mir zu drohen, als wüsste ich nicht, wo ich stand.

Insgesamt sechs Vollstrecker legitimierte ich heute, insgesamt sechs Mal hatte ich das Gefühl, aufpassen zu müssen, was ich tat, sagte und dachte.

Als der Letzte den Raum verließ, blieb ich sitzen, atmete tief ein und aus. Draußen war es dunkel. Schon seit einem Jahr machte ich das. Es war dasselbe, jeden Tag, jede Woche, jeden Monat.

Aber es war einfach.

Es brachte Geld.

Nach ein paar Minuten stand ich auf, nahm die Papiere und verließ den Raum, ging hinunter in den Eingangsbereich und zum Schalter, an dem noch immer die Frau vom Morgen saß. Auch sie stand über mir, irgendwer hatte auch sie für diese Stelle legitimiert. Das System hatte es gut mit ihr gemeint.

»Name?«

»Siem Kallason.«

Sie nahm den Stapel Kärtchen und schaute sich jede Arbeitserlaubnis an, bis sie meine gefunden hatte, scannte sie noch einmal und nickte dann.

»Acht Stunden. Das sind zweitausend Ziffern.« Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete sie die Kasse, zählte ein paar Scheine ab und händigte sie mir dann zusammen mit meiner Arbeitserlaubnis aus.

»Vielen Dank für Ihre Mitarbeit.«

»Bis morgen«, sagte ich, verließ den Schalter und ging auf die Straße hinaus. Dort konnte ich endlich eine rauchen, bevor ich mich auf den Heimweg machte.